Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 25 (1924-1925)

Artikel: Aus dem Volksleben des Zürcher Unterlandes

Autor: Binder, Gottlieb

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-112349

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus dem Volksleben des Zürcher Unterlandes.

Von Gottlieb Binder in Kilchberg.

(Fortsetzung.)

Zur Zeit der Ernte lasen die Kinder beiderlei Geschlechts auf den sonnenheissen Stoppelfeldern hinterm Garbenwagen her die abgefallenen Ähren auf. Arme Kinder durften, sobald der Wagen fort war, den Acker betreten und die noch zwischen den Stoppeln liegenden Ähren in Körbe und Säcke sammeln. Im Herbst mussten die Kinder der Gross- und Kleinbauern auf den Äckern die Kartoffeln auflesen, wobei sie an den nebligen kühlen Vormittagen gern ihre kalten Finger wärmten an einem Feuer aus dürren Kartoffelstauden.

An Herbstnachmittagen hüteten sie auf den besonnten Matten das Vieh. Sie brieten Äpfel und Kartoffeln im lustig flackernden Hirtenfeuer oder in den selbstgefertigten „Hüttli und Öfeli“ (kleinen Erdhöhlen am Strassenbord oder Wiesenhang), knallten mit ihren Peitschen, jauchzten, sangen und riefen einander zu, von Matte zu Matte.

Eine beliebte Arbeit bot jeweilen der „Wümmet“ (Weinlese).

Im Hochwinter, wenn der kalte Nordwind über die Felder wehte, und der Wald tief verschneit war, sah man, wie in der besseren Jahreszeit, Tag um Tag arme Buben „ins Holz gehen“. Die Armen kauften kein Holz; sie halfen im Winter den Bauern beim Holzfällen und erhielten dafür zum Lohn den Ertrag an „Stöck und Stuude“ ganz oder teilweise; was sie darüber hinaus noch brauchten, holten sie ohne weitere Umstände in Waldungen des Sali, des Vorder- und Hinterendberges, der Nachtweid, des Stein u. a. O.

Wenn ein Bauer einen neuen Tennboden aus Lehm machte, mussten Buben und Mädchen „go Lei trampe“, d. h. barfuss im Lehm herumstapfen, bis er recht „durchknetet“ war. Am Sonntag erstellte der Bauer uns dann zum Dank zu „unserem Gebrauche“ eine „Ritseili“ (Schaukel), die er an der „Brügi“ befestigte. Kaum war aber die „Riti“ recht eröffnet, so stellten sich die grossen Burschen und Töchter ein und nahmen diese endgültig in Beschlag. Dagegen spielte der Handorgler, den sie mitbrachten, Lieder und Tänze ohne Ende und entschädigte uns auf diese Weise.

Spiel. Dem Kinderspiel boten die alten, mit Sprüchen gezierten Speicher und die dämmerigen Trotten kurzweilige Verstecke; ein beliebtes Stelldichein bildeten auch die heimeligen Dorfbrunnen. Im Sommer gingen die Buben des Unterlandes, wie allerorten, an die Kirschen, und was noch schlimmer war, auch etwa an die unreifen Äpfel. Gern besuchten sie auch den „Mägiacker", wo sie Mohnköpfe abrissen und die schwarz-braunen wohlschmeckenden Samen verspeisten. Als die Kirchenronden eingegangen und in Vergessenheit geraten waren, stellte man den Kindern vor, dass beim Eindunkeln der „Nachtheuel" (Uhu) durchs Dorf fliege und diejenigen mitnehme, die sich noch im Freien befänden. (Der Nachtheuel galt allgemein als Totenvogel, als ein Vogel, der den Tod vorhersagte.) Als noch die Kirchenwächter ihres Amtes walteten, schreckte man die Kinder, die sich nach dem Betzeitläuten noch auf der Gasse aufhielten, mit den Worten: „De Chillewächter chunnd!" Man drohte den Kindern ferner mit dem „Böhlima" (Teufel), dem „Rollhafe" (Hölle), und im Herbst mit dem „Trubehannes", einer sagenhaften Gestalt, damit sie nicht in die Weinberge hinein gingen. Der Unterländer Volksdichter Konrad Meyer von Winkel bei Bülach widmete dem „Trubehannes" die folgenden Verse:

Chinde, gömmer nüd i d'Rebe,
Wenn die Trüübli ziitig sind,
Husch! de Hansli chönnt i hebe,
Gschwinder ist er as de Wind.

Grusam ist sin Gertel gschliffe,
Eh mer's denkt, so haut er dri,
Hät er i dur d'Ohre pfiffe —
Chinde, lönd die Trüübli si.

Die am Tätschschiessen teilnehmenden, im Alter von 12—15 Jahren stehenden Knaben der Gemeinde Stadel versammeln sich jedes Frühjahr vor Ostern zur Wahl des Vorstandes unter Aufsicht des Gemeindepräsidenten. Am Sonntag vor dem Palmsonntag ziehen sie von Haus zu Haus und sammeln Gaben ein. Sie sagen dabei das Sprüchlein auf:

Lasst uns eine Gabe fliessen,
Dass wir nach dem Ziele schiessen,

Dass wir später sind imstand,
Zu schiessen für das Vaterland.

Man verabreicht ihnen als Gaben Geld und Eier. Auch die Gemeinde gibt einen Beitrag in Geld; ebenso werden die am Schützenplatz Vorübergehenden um Gaben angehalten. In der Regel wird von Ostern bis zur Kirchweih (2ter Sonntag im Juni) geschossen. Die Eier werden gleichmässig unter die Schützen verteilt und an Ostern verzehrt. Der gesamte Betrag des Geldes wird anlässlich des letzten Schiesstages nach der Punktzahl unter die Teilnehmer verteilt.

Spielzeug nach heutigen Begriffen kannten die Bauernkinder nicht. „Pferde“, „Wägelchen“, „Tokebabi“ u. a. stellten die ältern Geschwister den jüngern selbst her. Ein Sandhaufen, wo die Kinder ihre Zeit verbringen konnten, befand sich in jedem Dorfe. Ein lieber Gespiele war den „Windler Buben“ der von Erlen und alten Weidenstrünken umsäumte „Kellbach“ mit vielen Brücken und Stegen, hölzernen Schwellen zum Stauen des Wassers, ungezählten Uferlöchern, in denen man Krebse und Forellen fing, munter dahingleitendem Wasser, das sich vorzüglich für Rindenschiffchen eignete. In der grossen Kiesgrube im Lee fanden die Knaben weisse Kiesel, mit denen sie zu Hause im finstern Wandkasten Funken schlugen.

Unter den im Unterland heimischen Spielen der Kinder waren wohl die folgenden am gebräuchlichsten:

Der Ringelreihen mit folgendem Reimspruch:

Ringe, ringe Reihe
d'Chinde gönnd i d'Maie,
d'Buebe gönnd i d'Haselnusse,
Mached alli „Husch, husch, husch!“

Das Balletätsche ist ein Spiel für Mädchen. Das Kind lässt die „Flaschballe“ (den Gummiball) aus erhobener Hand senkrecht zu Boden fallen, und „täscht“ den zurückspringenden Ball immer wieder zur Erde, bis er zufolge einer Unachtsamkeit oder ungeschickten Handbewegung des Kindes endlich „zu Falle“ kommt. Das Kind spricht während des Spiels:

Liebe Balle, sag mir doch,
Wie viel Jahre leb' ich noch?
„Eins, zwei, drei, vier usw.“

Die Schlusszahl gibt ihm die Jahre an, die es zu leben hat.

Das „Hüpfispiel“ wird gewöhnlich nur von kleinen Gruppen gespielt. Zuerst zeichnen die Kinder auf einem freien Platze die nebenstehende Figur auf den Boden. Hierauf wirft das erste ein Steinchen ins erste Feld, also in den „Montag“. Dann holt es, stets auf einem Beine hüpfend, den Stein wieder zurück und wirft ihn nun ins zweite Feld (in den „Dienstag“); fällt der Stein nebenaus oder in ein anderes Feld, darf es vorläufig nicht mehr weiter spielen, sondern das Folgende kommt nun an die Reihe. Der „Mittwoch“ und der „Sonn-

tag“ sind bevorzugt, was durch ein Kreuz bezeichnet wird. Der Hüpfende hat nämlich das Recht, in diesen beiden Feldern auch den zweiten Fuss niederzusetzen, um auszuruhen. Wer nie einen Fehlwurf getan hat, d. h. wer sämtliche Felder in der richtigen Reihenfolge getroffen hat und auf dem gleichen Beine hüpfend, den Stein jedesmal zurückbringen konnte, hat nun das Recht, ihn drei Mal rückwärts über die Schultern in's „Spiel“ zu werfen. Trifft er zwei oder drei Mal ins gleiche Feld, so gehört dieses Feld ihm: die andern dürfen es nicht mehr benützen, sondern müssen es „überhüpfen“. Ein solches Feld wird seitlich mit einem Kreuz bezeichnet.

Sehr beliebt war das „Verbergismache“ (das Versteckspiel), wobei die oben erwähnten Trotten und Speicher den sich Verbergenden vorzügliche Schlupfwinkel boten.

Das „Chlüre“ (Spiel mit Marmeln) kam jedes Jahr in Aufnahme, sobald die Frühlingssonne den Schnee von Strassen und Plätzen weggetaut hatte, und wurde dann während drei bis vier Wochen ausschliesslich gespielt.

Weiter sind zu nennen, „Fuchs, Fuchs usem Loch“, das „Surrle mit dem Surri“ (Kreisel mit der Geissel schlagen), das „Gvätterle“ (Tändeln) mit allen möglichen Dingen, das „Feister-müslen“ (die Maus im Finstern spielen), das ausschliesslich in der Stube ausgeführt wurde, „de Storchgseh“ (den Storch sehen).

Das Fingerspiel ging so: Von mehreren Spielenden wurde einer zum sog. „Holderibock“ bestimmt. Mit niedergebeugtem Rücken, das Gesicht zu Boden gewendet und die Hände auf eine „Schabelle“ (Sessel) oder die Wandbank gestützt, musste dieser erraten, wie viele Finger die Spieler (einer nach dem andern) auf seinen Rücken stemmten. Der Fragespruch lautete:

„Holderi-, Holderi-, Holderibock,
Wie mänge[1]) Finger streck i debock[2])?“
„Häsch[3]) es nüd errate,
Drum kriegst au ken Tübelibrate[4])!“

„Holderi-, Holderi-, Holderibock,
Wie mänge Finger streck i debock?“
„Jez häsch es du errate,
Drum kriegst au en Tübelibrate!“

„Tritt dem Herr ufs Füessli!“ Dasjenige Kind, welches zum Vorsitzenden ernannt ist, heisst „Herr“; es setzt sich an einen geeigneten Platz. Die übrigen treten ihm der Reihe nach auf die Fusspitze und sprechen:

[1]) manchen, viele. — [2]) abwärts. — [3]) hast. — [4]) Taubenbraten.

„Tritt dem Herr ufs Füessli!“
„Warum?“
„Wil i en arms Tierli bi.“
„Was für eis?“
„En Wolf.“
„Du gahst dert hi!“

Als Ziele werden Hausecken, Bäume, Brunnen usw. gewählt. Ein schnellfüssiges Tier wird vom „Herrn“ an ein entferntes Ziel geschickt, ein langsames (z. B. die Schnecke) an ein ganz naheliegendes; bösen und zugleich schnellen Tieren werden die abgelegensten Punkte angewiesen. Sobald jedes Tier seinen bestimmten Platz eingenommen hat, ruft der „Herr“: „Alli Tierli heicho“ (heimkommen)! Hierauf eilt jedes möglichst schnell auf den Herrn zu. Wer zuerst eintrifft, wird Herr, wer zuletzt ankommt, Bock. Nachdem jeder Mitspielende dem Bock mit den Fäusten auf den Rücken „getrommelt“, beginnt das Spiel von Neuem.

Zum Schlusse seien noch erwähnt: das „Gigampfe-Wasserstampfe“, das Bockspringen, das Radschlagen, das „Tätschschiessen“ und das Seilgumpen (übers Seil hüpfen). Zwei Mädchen schwingen gemeinsam ein Seil im Bogen auf und ab, und ein drittes muss darüber springen in dem Augenblick, da das Seil den Boden berührt; berührt es im Sprunge mit dem Schuh das Seil, so muss es eines der beiden Schwingenden ablösen.

Das Kinderlied. Die Unterländer Kinder sangen, meist schon im vorschulpflichtigen Alter, die folgenden Lieder und Reime:

De Joggeli chunnd vu heime,
Mit sine chrumbe[1]) Beine
Und gahd vor's Annelis Huus.
's Anneli chunnd grad abe[2])
Mit siine chrumbe Wade
Und tuet dem Joggeli uf.
Am Sunntig gönnd's i d'Chille
Und sitzed z'voderst fürre
Und rüefed überlut:
de Joggeli und si Brut.

*

Anneli, Zusanneli
Stand uuf und mach es Liecht,
Han öppis[3]) ghöre böpperle[4]),
Ha gmeint, es sei en Dieb.
's ischt nu de Vetter Heiri g'si,
Häd welle zum Anneli z'Liecht.

*

Annebabeli, lupf de Fuess,
Wenn i mit der tanze mues,
Tanze chann-i nüd ellei,
Lupf din Fuss und streck dis Bei.

*

Hansruedelibueb, Hansruedelibueb,
Wo weidist diini Schäfli,
z'Hedige äne, z'Hedige äne,
Bi dem grüene Häfli.[5])

*

Es schneielet, es beielet,
Es gahd[6]) en chüele Wind.
d'Maitli legged d'Händsche-n-a
Und Buebe laufed gschwind.
Es schneielet, es beielet,
Es gahd en chüele Wind,
Es früüred alli Vögeli
Und alli arme Chind.

[1]) krumm. — [2]) hinunter. — [3]) etwas. — [4]) klopfen, anklopfen. — [5]) Höfchen. — [6]) geht, weht.

Roti Rösli im Garte,
Maieriesli im Wald,
Wenn de Wind chunnd choge blase,
Dänn stärbed si bald.
Gäli[1]) Öpfel und Birrli,
Blaui Trüübli am Stock,
Vier Nusse am-e Zwiigli
Gännd[2]) prezis en Hock.
Warmi Chleidli im Winter
Alli Strasse voll Schnee,
Dänn hollt me de Schlitte
Juheissa, juhee!

*

Der Vater nahm das kleine Kind auf ein Knie und sang:

Ritte, ritte Rössli,
z'Bade stahd e Schlössli
z'Chaiserstuhl e Chronehuus
's luuged drei Mareie druus.
Die erst spinnt Siide,
Die zweit schnätzled Chriide,
Die dritt spinnt Haberstrauh,
Bhüetis Gott mis Schätzeli au!

Abzählreim:

Ellerli, Sellerli, Sigerli Sa,
Ribedi, Räbedi Knoll!

Wiegenlieder:

„Schlaf, Chindli, schlaf,
De Vatter hütet d'Schaf,
d'Mueter hüetet d'Lämmeli,
Schlaf mi's goldig Ängeli.

*

Butteheie, Wiegestoss,
Übers Jahr ischt s'Chindli gross,
Übers Jahr cha s'Chindli laufe,
Cha sich go es Chrämli[3]) chaufe.

Kindergebete beim Zubettegehen.

I ghöre-n-es Glöggli,
Es lütet so nett,
De Tag ischt vergange,
Jez ga-n-i is Bett.
Im Bett will i bette[4])
Und schlafe dänn ii,
De lieb Gott im Himmel
Wird au bi-mer sii.

*

Ängeli, Ängeli, Ziitli,
Weck mi am Marge[5]) biziite,
Nüd so früeh und nüd so spat,
Wänn das Glöggli sechsi schlat.

*

Lieber Heiland, mach mich fromm,
Dass ich zu dir in Himmel komm.

*

I bin es chliises Chindli
Und bette, was i cha,
De lieb Gott ischt doch bi mer,
Er ischt en guete Maa;
Jez chrüch[6])-i i mis Bettli
Und tu-n-e d'Äugli zue,
I weisse[7]) doch ganz sicher,
Gott b'hüet si's Chindli guet.

*

Gebet von Kindern im schulpflichtigen Alter:

Weil ich Jesu Schäflein bin,
Freu ich mich ja immerhin
Über meinen guten Hirten,
Der mich wohl weiss zu bewirten,
Der mich liebt, der mich kennt,
Und bei meinem Namen nennt;
Unter seinem sanften Stab
Geh ich aus und ein und hab
Unaussprechlich grosse Freude,
Dass ich keinen Mangel leide,
Und so oft ich durstig bin,
Führt er mich zum Brunnquell hin.
Sollt ich denn nicht fröhlich sein,
Ich beglücktes Schäfelein.
Und nach diesen schönen Tagen
Werd ich endlich heimgetragen
In des Hirten Arm und Schoss.
Amen! Ja, mein Lob ist gross.

---

[1]) gelbe. — [2]) geben. — [3]) Guetsli, Gebäck. — [4]) beten. — [5]) Morgen. — [6]) kriechen, schlüpfen. — [7]) weiss.

Wenn wir Buben in den Wäldern Holz suchten, und Wildtauben, bezw. Turteltauben rufen hörten, deuteten wir ihren Gesang folgendermassen:

„Tu-tu-tu[1]), bisch z'Züri gsi?
Säg ja!
Häscht Chröli[2]) g'chauft?
Säg ja!
Hät's vill gha?
Säg ja!
Sinds guet gsi?
Säg ja!"
„Ja!"

Die Schulzeit. Die Kinder waren mit dem zurückgelegten 7. Altersjahr schulpflichtig. Vater oder Mutter begleiteten den angehenden ABC-Schützen auf dem ersten Schulweg. Dabei versuchten sie nun dem Kinde die Furcht vor dem Lehrer wieder auszureden, die sie ihm bis anhin eingeflösst hatten. Die Knaben trugen im ersten Schuljahr noch den Rock gleich den Mädchen. Die Schule war geteilt in die Alltagsschule und die Repetierschule. Die Alltagsschule wurde während 20 Wochen des Jahres täglich 3 Stunden vor- und 3 Stunden nachmittags gehalten, mit Ausnahme der beiden Halbtage, die für die Repetierschule bestimmt waren. Den Abschluss des Schuljahres bildete für beide Abteilungen ein Examen, zu dem die Vorsteher des Schulbezirks und die Eltern von der Kanzel herab eingeladen wurden. Inspektor war der Pfarrer. Am Schlusse des Examens erhielt jeder Schüler auf Rechnung des Kirchengutes einen Weggen, den sogenannten Examenweggen, der je nach dem Stand des Brotpreises bald etwas grösser, bald etwas kleiner war. Der Schulmeister und die anwesenden Erwachsenen nahmen teil an einer gemeinsamen bescheidenen Mahlzeit, dem sogenannten Examenessen. Zu Beginn des neuen Kurses nahm der Pfarrer in Anwesenheit der Vorgesetzten die Beförderung der Schüler aus der Alltagsschule in die Repetierschule vor, wobei hauptsächlich das Alter (11—12 Jahre) ausschlaggebend war. Man erwartete von einem solchen Schüler, dass er lesen und schreiben konnte und die wichtigsten Abschnitte des Katechismus, Sprüche, Psalmen, Lieder und Gebete auswendig wusste. Vom Repetierschüler verlangte man pünktlichen, regelmässigen Schulbesuch, fleissigen Besuch der Kinderlehre, des an die Kinderlehre anschliessenden Nachgesanges, der Singschule, der Kirche und der Wochenpredigt. So blieben die Verhältnisse bis in die 1830er Jahre. Nach der Gründung des kantonalen Seminars erhielten dann die Lehrer eine zweckmässige Ausbildung und

[1]) Turteltaube. — [2]) Guetseli, Gebäck.

das ganze Schulwesen wurde auch bezüglich der Anforderungen an die Schüler unter Leitung Thomas Scherrs auf eine neue Grundlage gestellt. Die Teilung der Schule in Alltagsschule und Repetierschule wurde zwar beibehalten. Die Alltagsschule besteht heute noch unverändert; die Repetierschule hingegen wurde anno 1900 durch die 7. und 8. Klasse ersetzt, die mindestens während des Winterhalbjahrs täglichen Schulunterricht hat, aber es kam nun (1834) als neuer Bestandteil der Volksschule die dreiklassige Sekundarschule hinzu (die sich ebenfalls unverändert erhalten hat bis zum heutigen Tage). Sonntag mittags, an den meisten Orten vor der um 1 Uhr stattfindenden Kinderlehre, fand im Schulhause die Gesangübung der Singschule statt, welche von den Sekundarschülern und den Repetierschülern gemeinsam besucht wurde.

Am Schlusse des Examens spendete man in mehreren Dörfern des Unterlandes den Sekundarschülern in einem Gasthause ein bescheidenes Essen mit einem Glase Wein. In Stadel (wohin auch die Dörfer Neerach, Bachs, Weiach, Raat, Windlach und Schüpfheim sekundarschulgenössig sind), begaben sich die Sekundarschüler nachher in den Saal der „Brauerei", wo Knaben und Mädchen zum Spiel einer Mundharmonika einige Stunden tanzten. Am Fusse der Treppe, die aus dem Freien in den Saal führte, stellte an diesem Tage eine Weibsperson jeweils ihren Kramstand auf und verkaufte den Schülern Guetsli aller Art, besonders „Magenbrot", „Zuckerstengel", „Fürstei" (ein in rotes, blaues oder grünes Glanzpapier eingewickeltes Stück Zuckerzeug, an dem ein sog. „Sprüchlein" haftete) und Lebkuchenherzen mit Sprüchen wie:

„Dich stets zu lieben
Ist mein Vergnügen."

*

Lieb du mich allein
Oder lass es gar sein.

*

Lieben in der Still
Ist aller Jungfern Will.

*

Nicht wie Rosen, nicht wie Nelken,
Die da blühen und verwelken,
Sondern wie das Immergrün
Soll stets unsre Liebe blühn.

*

Die Rose sei dein Ebenbild,
Sei du, wie sie, so hold und mild.

*

Die Knaben kauften fast ausschliesslich Lebkuchenherzen und schenkten sie oben im Saal in „einem unbewachten Augenblick" dem Mädchen, das sie „gerne sahen", d. h. zu dem sie Zuneigung hatten.

Der Schulabwart war im Unterland meistenorts bis Ende des 19. Jahrhunderts eine unbekannte Erscheinung. Knaben

und Mädchen der 6. Klasse oder der Repetierschule kehrten (in der vom Lehrer festgesetzten Reihenfolge) das Schulzimmer zwei Mal in der Woche: je Mittwochs und Samstags. Die schweren fünfplätzigen Bänke wurden von den Knaben zur Seite geschoben oder zu zweien aufeinandergestellt. Nachdem dann ein Mädchen die frei gewordene Fläche des tannenen, staubigen Bodens mittelst eines blechenen, etwa einen Liter haltenden Trichters, des sogenannten „Stubenspritzers“ „gespritzt“ hatte, wobei es mit dem Wasserstrahl die mannigfaltigsten, kurzweiligsten Schleifen und Figuren auf dem Boden beschrieb, kehrten 3—4 Schüler mit birkenen Besen den Raum. Zum Schlusse wurden die Bänke wieder an ihren gewohnten Platz „gestellt“ und abgestaubt. Bei dieser Zimmerreinigung fehlte es nicht an Neckereien und Allotria aller Art; auch wurde dazu nach Herzenslust gesungen. Das Heizen des Ofens im Winter besorgte entweder die Lehrersfamilie oder eine arme Nachbarsfrau.

Auf das Examen hin fegten die Alltagsschüler den Holzrahmen ihrer Schiefertafeln mit Sand, bis er „schneeweiss“, d. h. blank war. Der Boden des Schulzimmers wurde von 1—2 Putzerinnen gründlich aufgewaschen und „gesandet“ und Tische und Bänke mit warmem Wasser gereinigt. Die Prüfung war Sache des Lehrers; hingegen stellte der anwesende Visitator ab und zu ebenfalls eine Frage an die Klasse oder an einen einzelnen Schüler. Zum Schlusse pflegte der Visitator eine kurze Ansprache zu halten, in der er dem Lehrer dankte und die Schüler aufmunterte, auch im neuen Jahre fleissig und gegen Erwachsene höflich zu sein.

Bursch und Mädchen.

Die Liebenden lernten einander im täglichen Verkehr, bei Licht- und Spinnstubeten oder auch auf dem Tanzboden kennen. Der Unterländer war von jeher der Ansicht, dass Ehen, die von einer auf dem Tanzboden geschlossenen Bekanntschaft herstammten, nicht glücklich seien. Hatte der Bursche sein Augenmerk auf eine bestimmte Tochter gerichtet, so versuchte er auf alle mögliche Weise mit ihren Eltern in Beziehung zu kommen und sich ihre Gunst zu erwerben, oder er suchte Freundschaft anzuknüpfen mit einem Bruder der Geliebten. Wenn er sich endlich „an-

gefreundet“ hatte und seinen Besuchen von Seite der Eltern kein ernstlicher Widerstand entgegengesetzt wurde, fragte er die Eltern um die Erlaubnis, mit ihrer Tochter den Tanzboden besuchen zu dürfen an der Kirchweih („Chilbi“) oder einer andern Festgelegenheit. Später besuchte er die Geliebte jeden Donnerstag und Samstag abend. Diese Bekanntschaften wurden so lange als möglich geheim gehalten und dauerten nicht selten 4—5 Jahre. Töchter und Burschen im Alter von 20 Jahren durften noch nicht ans Heiraten denken; das 25. Altersjahr galt allgemein als das richtige Heiratsalter.

Die Nachtbuben neckten die Liebenden durch Klopfen an den Fenstern, Pfeifen vor dem Hause, Absingen „anzüglicher“ Lieder und andere Streiche. Dem ortsfremden z'Liechtgänger passten die Nachtbuben ab, bis er das Haus verliess und prügelten ihn durch, falls er nicht den „Anstand“ bezahlte. Nach ihren ungeschriebenen Statuten massten sie sich nämlich das Recht an, kurz nach der Verlobung vom Hochzeiter den sogenannten „Anstand“ einzufordern, d. h. der Verlobte musste den Nachtbuben am Orte der Braut einen Trunk bezahlen, dessen Höhe nach der Anwartschaft der Braut bemessen ward. Mischte der Vater der Braut sich in den Handel, so verfolgten die Nachtbuben ihn einige Male ums Haus herum oder sperrten den Widerstrebenden in die Scheune, den Stall, den Speicher, die Trotte hinein.

Mädchen unter 20 Jahren, die sich mit einem übelbeleumdeten einheimischen oder ortsfremden Gesellen vergangen hatten und ihrer Niederkunft entgegensahen, wurden vom Pfarrer als unwürdig erklärt und von Jung und Alt im Dorfe verachtet und gemieden.

Öffentlicher Tanz fand statt am Erntesonntag, an der Chilbi, am Sausersonntag, am Neujahr und Berchtoldstag (2. Januar), an der Fastnacht und an den Frühlings- und Herbstmärkten in den Landstädtchen. Ledige Töchter besuchten den „Tanzplatz“ in Gemeinschaft mit Freundinnen; ledige Burschen erschienen vereinzelt oder mit Kameraden, Verlobte paarweise. Ledige Töchter wurden von ihren Tänzern nicht „zu Wein und Essen“ eingeladen, so lange keine nähere Bekanntschaft zwischen beiden bestand; sie bezahlten ihre „Ürte“ selber; der Hochzeiter hingegen hielt seine Geliebte („Jumpfer“) kostenfrei. Der Bursch begleitete das Mädchen, mit dem er fast ausschliesslich getanzt hatte, gewöhnlich nach

Hause. Nicht selten wurden an Markttagen auf den Tanzböden Bekanntschaften geschlossen zwischen Burschen des Stadlertals und Mädchen aus dem Rafzerfeld, dem Wehntal, der Gegend von Eglisau oder gar aus dem Badischen.

An Erntesonntagen und an der Kilbi besuchte Jung und Alt am Vormittag die Kirche, am Nachmittag dagegen die Gaststube des Dorfwirtshauses. Im Saal schwenkte selbst der Alte etwa die Mutter noch einmal herum, glücklich, wenn man ihrer altmodischen Tanzweise Beifall spendete. Der junge Bauer tanzte mit seiner Gattin, gelegentlich aber auch mit den Frauen seiner Freunde und Nachbarn, nie dagegen mit den ledigen Töchtern. Lustig und ziemlich laut ging es dabei zu und her; die Bauern liessen sich an diesem Tage nicht lumpen, und so sie um Mitternacht heimkehrten, sang wohl der eine oder andere nicht ohne Grund: „Ein Sträussel am Hute . . .“ Nach Mitternacht beherrschten die jungen Bauernburschen mit ihren Jungfern den Saal. Dabei taten die Tänzer aus Nachbardörfern klug, wenn sie vorsichtig und bescheiden blieben, sonst setzte es erbarmungslose Hiebe ab; dass die Einheimischen in solchen Fällen freundschaftlich zusammenhielten, versteht sich von selbst.

Als eine Unsitte dürfen die Zusammenkünfte der soeben genannten Nachtbuben in der Samstag- und Sonntagnacht bezeichnet werden, hatten sie doch den Unfug aller Art zum Hauptzweck. In Windlach z. B. zerlegten die Nachtbuben einst einem unbeliebten Bauern einen Leiterwagen in seine Bestandteile, schafften diese mittelst Leiter und Seil aufs Dach hinauf und setzten den Wagen auf der First des Hauses wieder zusammen. Einen mit allerlei Sonderlichkeiten behafteten Schneider pflegten die Nachtbuben gleichenorts in der Mitternacht durch Klopfen mit dem Türklopfer („Schlänggle“) aus „dem Bette zu jagen“. Erschien er dann aufgeregt am Kammerfenster und rief scheltend: „Was Tüfels ist wieder los, ihr verfluchte Halungge“ (Halunken), so antworteten diese: „Schniider, mer händ i nu welle säge, das eue Güggel (Hahn) Hörner überchu häd“, oder sie sangen ihm mit seltsam verstellten Stimmen das

Schneiderlied.

Maitli, wenn d' hürate witt,
Hürat mer nu ken Schniider,
Wenn d' im e Süppli choche[1]) witt,
Su stahd er eister[2]) bii der.

[1]) kochen. — [2]) immer, beständig.

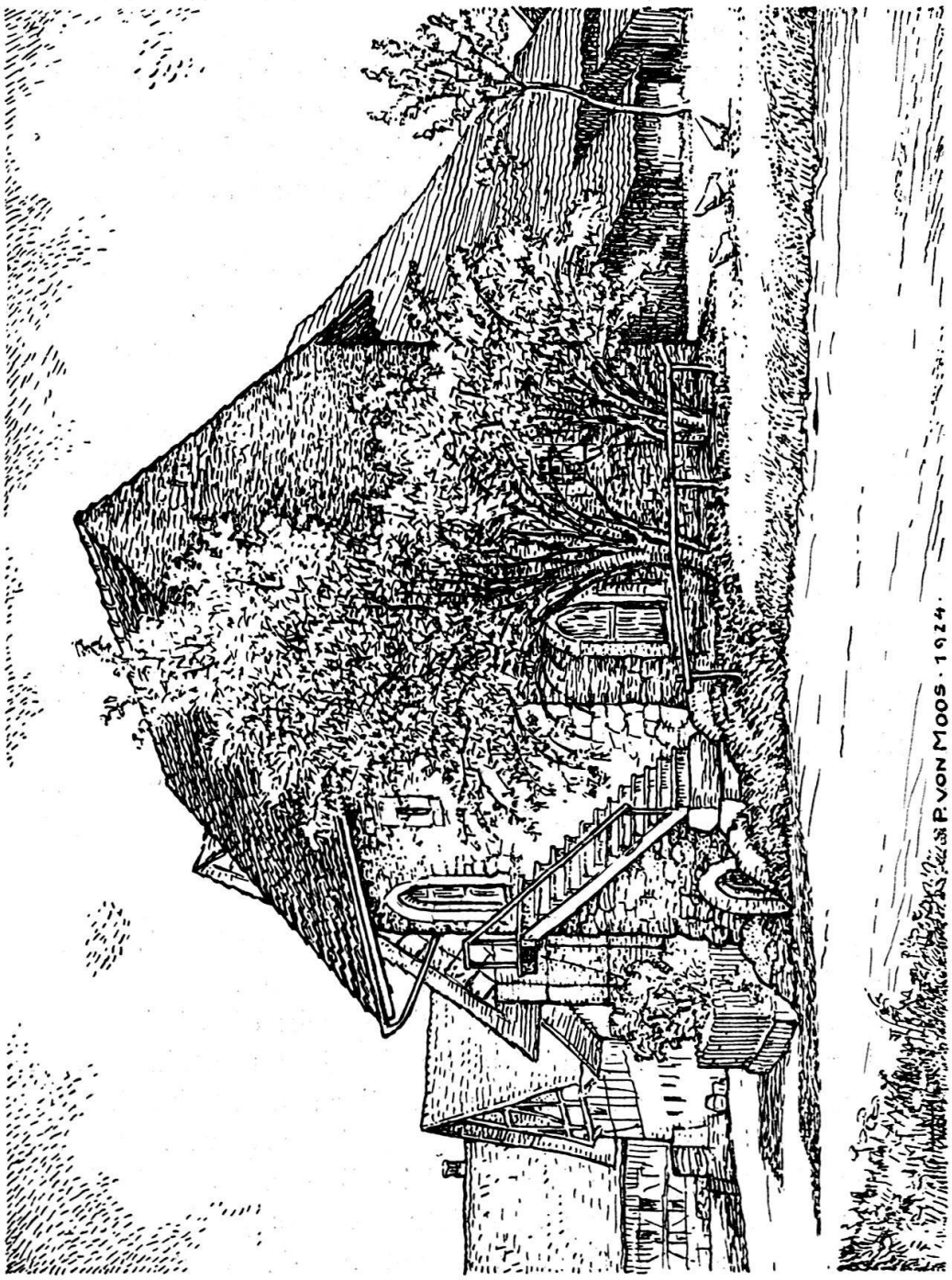
Im Sommer 1913 schritt der Verfasser eines Nachmittags durch die gedeckte Rheinbrücke bei Eglisau. In der Mitte angekommen, schaute er durch ein Brückenfenster auf den grünen Strom hinab und bemerkte zu seinem Erstaunen an der stromabwärts gerichteten Seite des steinernen Pfeilers an untiefer Stelle im Fluss einen Karren. Er sagte sich: „Diesen tollen Streich können nur Nachtbuben ausgeführt haben!“ Als er ans Ende der Brücke kam, erblickte er einen Mauer-anschlag, worauf geschrieben stand: „Diejenigen Subjekte, welche mir in der letzten Nacht meinen Karren in den Rhein hinabgestellt haben, sind dringend ersucht, ihn bis heute Nacht wieder an Ort und Stelle zu bringen, ansonst gerichtlich vorgegangen wird, da sie erkannt worden sind.

Biedermann z. Hirschen.“

Im Alter von 19—20 Jahren wurden die Jünglinge gegen Entrichtung des sogenannten „Istandes“ (Eintrittsgeld) in die Burschenschaft der Nachtbuben aufgenommen. Dabei musste der Neueingetretene vor allem Verschwiegenheit geloben. Verriet er dennoch die Urheber eines Nachtbubenstreiches, so wurde er aus der Gesellschaft ausgestossen und verrachtet.

Allerlei Beschäftigungen der Bevölkerung.

Bettlauben. An trockenen Novembertagen gingen in Windlach, Raat, Stadel, Bachs und anderen Orten die Dorfbewohner beiderlei Geschlechts mit Karren, Säcken oder Blachen und Rechen in den Buchenwald, um zu „lauben“, d. h. um dürres Buchenlaub zu sammeln. Nachdem dieses zu Hause aufs sorgfältigste gereinigt und an der Sonne oder auf dem Ofen „rösch“ gemacht, d. h. gedörrt worden war, füllte man damit die Laubsäcke für die Betten. Jede Mutter gab ihrer Tochter einen zwilchenen Laubsack mit in die Ehe. Sie waren so dauerhaft, dass sie ein ganzes Menschenleben aushielten. Man pflegte auch an schönen Märztagen zu lauben; dieses Laub war aber, weil schon zum Teil vermodert, weniger dauerhaft als das Herbstlaub. Im Stadler- und Bachsertal gingen die Leute nach freiem Ermessen „ins Laub“; in Niederweningen hingegen wurde der Laubertag durch den Waibel in den Wohnungen der nutzberechtigten Bürger angesagt. Betten mit einem Laubsack sind im Unterland heute noch vorhanden.



Alter Speicher in Stadel.

Dem Tannzapfensuchen, dem Haselnussuchen, dem Pfeifenschneiden, dem Beerenlesen, dem Krebs- und Fischfang und dem Schneckenlesen gaben sich im Unterland fast ausschliesslich die Knaben und Mädchen hin (darüber z. T. an anderer Stelle).

Die Tannzapfen wurden im Frühjahr häufig von den Kindern und von armen alten Leuten gesammelt und bildeten ein vorzügliches Brennmaterial zum Kochen und Heizen. Die im Herbst gesammelten Tannzapfen dörrte man auf dem Ofen. Sie lieferten den Samen für die Aussaat.

Haselnüsse wurden meistens von Buben gesucht, deren Eltern keine Nussbäume besassen. Der süsse Kern schmeckte vortrefflich. Das aus den Kernen gewonnene Öl verwendete man in allerlei Krankheitsfällen.

Pfeifenschneiden. „Der Guggu hat gerufen, das Weidenholz ist im Saft!“ tönte es im April von Kindermund zu Kindermund. Besonders an den Sonntagen zogen die Buben in den Wald und schnitzten Weidenpfeifen. Auf dem Heimweg bliesen sie um die Wette. Die Weidenpfeife ersetzte dann für kurze Zeit die Mundharmonika.

Krebse und Fische fingen die Knaben in den kristallhellen Dorfbächen, jedoch zum Zeitvertreib, nicht zum Verkauf. Das gleiche gilt vom Schneckensuchen. Selten verstand sich eine der vielbeschäftigten Bauersfrauen dazu, Krebse, Fische oder Schnecken zu braten.

Arbeit.

Die Zürcher Unterländer Bevölkerung treibt fast ausschliesslich Ackerbau, Viehzucht und Weinbau. Das kommt im Landschaftsbilde deutlich zum Ausdruck; die Siedelungen bestehen, abgesehen von den Landstädtchen Bülach und Eglisau, nur aus Bauerndörfern, Weilern und Einzelhöfen. Manchenorts haben Futterbau und Milchwirtschaft zugenommen auf Kosten des Reblandes. Die Ebenen von Windlach, Bülach und Rafz bilden ausgezeichnetes Pflugland für Korn- und Kartoffelbau. In der Bewirtschaftung der Felder ist fast durchwegs ein dreijähriger Wechsel üblich, indem dieselben aufeinanderfolgend mit Weizen, Roggen, Kartoffeln oder mit Weizen, Roggen, Klee bepflanzt werden. Dies weist auf die ehemalige Dreifelderwirtschaft hin. Immerhin besteht längst kein Flurzwang mehr; der Bauer ist frei in der Wahl der

Kulturpflanzen für seine Äcker. Das ausgesprochene Kleinbauerntum des Unterlandes macht sich geltend in der weitgehenden Aufteilung des Grundbesitzes, in der Zerstückelung des Bodens; Einzelhöfe mit zusammenhängendem Güterbesitz sind sehr selten. Gefördert wurde die Güterzerstückelung besonders durch das Erbgesetz, welchem die Gleichberechtigung der Erbenden zugrunde liegt. Die Handarbeit, die den Landbau der Vorfahren kennzeichnet, weicht im Unterland nur sehr langsam dem Maschinenbetrieb (Mähmaschine, Sämaschine, Heuwender u. a.), der nun dem neuzeitlichen Landbau das Gepräge gibt. Die Gründe hiefür sind einerseits im konservativen Wesen des Unterländer Bauers und anderseits in dem Umstand zu suchen, dass bei parzellenweiser Aufteilung des Grundbesitzes die Verwendung von Maschinen praktisch kaum durchführbar ist. Es ist darum begreiflich, wenn da und dort Anstrengungen gemacht werden, den Nachteilen der Güterzerstückelung zu begegnen durch Güterzusammenlegung.

Die Grösse der Wiesen wurde nach „Mannwerk", diejenige von Acker-, Weide- und Waldland dagegen in Jucharten („Jutte") angegeben, obschon „Mannwerk" und Juchart den gleichen Flächeninhalt bedeuteten. Die „Brachzelg" bestand in Klee-, Rüben- und Kartoffeläckern; daneben lagen dann vereinzelte Grundstücke wirklich brach.

Wenn im Lenz die Kinder jauchzten, dann freuten sich auch die alten Leute, noch einen Frühling erlebt zu haben; sie setzten sich aufs Bänklein vor dem Hause oder im Garten und schaukelten und hüteten ihre Enkel. Während die Männer die Weinberge hackten, war das Weibervolk in erster Linie besorgt um das Garn, das den Winter über gesponnen worden war. Dieses wurde nun in der Waschküche schön weiss „gesechtet" (geseiht) und dann an Stangen ins Freie gehängt, damit es gut trocknete. Trat ein Regentag ein, so spulte man in der Stube, und bei nächster Gelegenheit trug die Bäuerin dann das Garn zum Leineweber. Jede war stolz darauf, über Winter die Fleissigste und beim Weber die Erste gewesen zu sein. Die Bäuerin berechnete zum Voraus, wie viele Hosen und Zwilchkittel für das „Mannenvolk" und wie viele „Jüppen" und Schürzen für das „Wibervolk", wie viele Bettanzüge und wie viele Paar Strümpfe daraus gefertigt werden könnten. Damit keine zu grossen Weberkosten ent-

ständen und der Weber ja mit allem Fleiss und aller Sorgfalt dabei sei, bekam er gleichzeitig mit dem Garn auch ein grosses Bauernbrot ins Haus. An Sonntagen vertrug er vor- und nachmittags das Gewobene an die Eigentümerinnen. War die Bäuerin zufrieden mit seiner Arbeit und gewiss, dass der Weber ihr kein Garn entwendet habe, so lud sie ihn zum Mittagessen ein, und er erhielt dazu noch ein hübsches Trinkgeld.

Neben der Zubereitung des Garns für den Weber musste das Weibervolk die Reben schneiden, „böglen“ und anbinden, die Gärten bepflanzen mit dem Samen, den es teils selbst gezogen, teils von den schwäbischen Samenleuten gekauft hatte.

Auf den milden Frühling folgte in der Regel ein heisser, etwa vier Monate dauernder Sommer, der den Bauersleuten als erste strenge Arbeit den Heuet brachte. Zu diesem „Werk“ erheben sich fleissige Bauern, heute wie vorzeiten, schon morgens 2—3 Uhr von ihren Lagerstätten. Nachdem sie sich mit einer „gut gerösteten“ Mehl- oder Habersuppe und einem Glase realen Landweins gestärkt haben, schreiten sie, die Sense auf der Schulter und das „Futterfass“ (Futteral, Scheide) mit dem Wetzstein am Gürtel, der taufrischen Wiese zu, wo allsbald das Mähen beginnt. Um 6 Uhr bringt die Dienstmagd oder älteste Tochter, begleitet von Knaben und Mädchen, die Gabeln auf den Schultern tragen, in einem Henkelkorb den „Znüni“, der aber vorläufig noch nicht genossen wird. Rüstige Mähder verzichten auf das Morgenessen, nehmen dafür aber schon um 8 oder halb 9 Uhr „tüchtig“ „z'Nüni“: Käse oder Speck mit Ziger, Brot und eine „Halbe“ (ca. 7 Deziliter pro Mann) Wein. Älteren oder mit irgend einem Gebresten behafteten Mähdern hingegen bringt man Kaffee und Pfannkuchen als Morgenessen. Die Knaben und Mädchen fangen unter Vortritt der ältesten Tochter oder Dienstmagd an, die Grasmahden mittelst geeigneter Gabeln, den sogenannten „Grasgabeln“ zu „vertue“, d. h. zum Trocknen über die Wiese auszubreiten. Um 9 Uhr sind die „frühen“ Mähder meist fertig mit Mähen. Andere dagegen, die es nicht „aus den Federn“ brachten (Siebenschläfer), müssen oft noch um 12 Uhr mähen, wenn die Sonne längst die Feuchtigkeit aus dem Grase weggetaut hat und die Sensen nicht mehr schneiden. Sie sind bei ihrer Ankunft auf der Wiese

dem bald leisen, bald lauten Spott der Frühaufsteher ausgesetzt.

Nach dem „z'Nüni", den die Mähder gemeinsam mit den „Grasverzettlern" (denjenigen Personen, welche das Gras auf der Wiese ausgebreitet haben) unter einem Baume einnehmen, wird das in Mahden, meist aber in kleinen Haufen aufgeschichtete halbdürre Gras von der gestrigen Mahd her, abermals ausgebreitet, diesmal aber nicht mehr über die ganze Wiese hin. Ist diese Arbeit beendigt, so geht man heim zum Mittagessen, wo es meist Suppe, gedörrtes mageres Schweinefleisch und Gemüse gibt. Um 1 Uhr schreiten die Heuer und Heuerinnen wieder der Wiese zu und „kehren" (wenden) nun sowohl das halbdürre Gras von gestern als das noch weniger dürre von heute. Um drei Uhr sodann wird das zu Heu gewordene („chringeldürre") Futter vom vorigen Tage „z'sämmeta", d. h. mittelst Gabeln in zwei grosse Mahden zusammengeschoben, die so weit auseinanderliegen sollen, dass der „Heuwagen" (ein Wagen mit Leitern oder Brücke) Platz hat zum Hindurchfahren. Das „Zusammentun" der Mahden besorgen meist männliche, das „Zurechen" mittelst Handrechen weibliche Personen, das Laden immer männliche Personen. Am Ende der Wiese wird das Fuder mit dem „Wisbaum" (Bindbaum) und den „Heuseilen" (Taue) gebunden. Sind zwei oder mehr Wagen abzufertigen, so dauert das Laden mehrere Stunden lang, oft bis in den Abend hinein. Um 4 oder halb 5 Uhr wird der „z'Abig" verzehrt: Brot und Wein. Hierauf bleiben einige Personen beim Wagen zurück und besorgen das Laden und Rechen; andere hingegen begeben sich nun nach derjenigen Wiese, die am Vormittag abgemäht worden ist und raffen daselbst mittelst Rechen das halbdürre Gras in kleine Mahden zusammen, worauf es von Buben und Mädchen zu Häuflein, sogenannten „Schöchli" aufgeschichtet wird. Wenn diese Arbeit beendigt ist, kehren sämtliche Personen nach Hause zurück. Dort wird noch vor dem Einnachten „abgeladen", d. h. das Heu wird in der Tenne von den Wagen auf die Heudiele befördert. Eine Mannsperson reicht es mittelst der „Ladegabel" (Gabel mit langem hölzernem Stil und langen eisernen Zinken) auf den Heuboden, Haufen um Haufen („Wüsch" um „Wüsch"); dort steht eine zweite Mannsperson, welche die Haufen mit einer etwas kleineren, „eisernen" Gabel zum Heustock hinaufreicht, wo Buben- und Mädchenarme

es in Empfang nehmen und über den ganzen Stock hin gleichmässig verteilen. Am Schlusse tollen die Kinder so recht nach Herzenslust, lachend und kreischend und Purzelbäume schlagend, auf dem Heustock hin und her, was sie „Heustampfen“ nennen.

Während des Abladens dengelt der Bauer auf dem Dangelstock die Sensen.

Auf den Heuet folgte die Ernte, welche ehemals wenigstens fünf Wochen lang dauerte. Zuerst schnitt man die Wintergerste, aus deren Mehl man auch etwa das schwarze, allerdings nicht besonders wohlschmeckende Gerstenbrot bereitete. Dann kam der Roggen an die Reihe und zuletzt das Korn (Dinkel), das man damals weit häufiger pflanzte als den Weizen. Alle Frucht ward von Hand mit der Sichel geschnitten und auf dem Acker zwei bis drei Tage an Gottes Sonne liegen gelassen, bevor man sie in Garben band. Aus gut gedörrter Frucht bereitete der Müller ein vorzügliches Mehl, obschon die Bauernmühlen sehr einfach eingerichtet waren.

Kleine Bauern besorgten ihre Ernte eigenhändig; die reichen dagegen nahmen alljährlich die Badenser Schnitterinnen, die sogenannten „Schwabenmaitli“, in Dienst, flinke, anstellige und auch bei strengster Arbeit zu Gesang und Scherz aufgelegte, junge Leute, die rote Kopftücher, leinene kurze Jüppen, weissleinene Hemden mit „Brisli“ an den Ärmeln, weiss und rot gestreifte weite Schürzen, blaue Strümpfe und niedere Schuhe trugen. Die Sichel in der Hand und den weissen, geflochtenen Henkelkorb, den sogenannten „Znünikorb“ am Arm, zogen sie früh morgens um fünf Uhr aus dem Dorf aufs Erntefeld hinaus und sangen vor sich her: „Es gibt nichts schöneres auf der Welt, als wenn die Schnitter ziehn ins Feld.“ Nach dem Nachtessen halfen sie gewöhnlich noch in der Küche. Die Arbeitszeit dauerte jeden Tag 12 Stunden; über Mittag hielt man eine Stunde Rast. Der Taglohn betrug einen Franken. Das Essen war einfach. Zum Neunuhrbrot gab es ein „Schöppli Wii“; im übrigen trank man den Tag über viel Wasser! Schnitter und Schnitterinnen kauten auch etwa, um weniger Durst zu bekommen, an einem Grashalm oder einem Grasblättchen. Abends ging man früh zu Bette. Schon vor 9 Uhr herrschte völlige Ruhe im Hause, mit Ausnahme des Samstags und Sonntags, da das Gesinde auf der heimeligen Hausbank sass und Lieder sang.

Im Frühjahr säte man Hafer und Sommergerste; hernach steckte man die Kartoffeln, die Bohnen und Erbsen, ein jedes zu seiner Zeit. Im September streute der Bauer den Roggensamen aus, im Oktober (und manchmal noch um Martini) Kornsamen und Weizensamen. Die Männer verrichteten die schweren Arbeiten: das Pflügen, Säen, Mähen, Dreschen, Holzen, Graben, Hacken, Düngerführen usw. Die Frauen besorgten die Hausgeschäfte, die Reb- und Gartenarbeiten, das Jäten auf den Äckern, das Fruchtschneiden mittelst der Sichel, das Grasverzetteln und Rechen im Heuet, das Einsammeln des Gemüses, das Füttern der Schweine, das Backen, Buttern, die Erziehung der Kinder u. a.

Die Produkte der Landwirtschaft (besonders die Kartoffeln und der Wein) wurden vom Bauern mittelst Wagen und Vieh nach der Stadt geführt oder an einen Händler verkauft. Es gab in jeder Gemeinde ein bis zwei Gelegenheitsfuhrleute, die hauptsächlich im Herbst dem Handel mit Kartoffeln und Obst oblagen; sie führten den Bauern auch den Überfluss an Korn und Weizen zum Verkauf nach dem Kornhaus in Zürich. Den Roggen, den Haber und die Gerste verwendete man im eigenen Haushalt (zu Brot und Suppe, für Pferde, Rindvieh und Schweine).

Im Unterland ist die besonders auch als Zugvieh taugliche Fleckviehrasse heimisch. Begüterte Bauern halten meist einen „Zug“ (ein Gespann) Ochsen; Kleinbauern dagegen führen den Dünger mit einem gewöhnlich lediglich aus zwei Kühen bestehenden Gespann auf das Wiesland und das Ackerland, pflügen damit auch den Acker. Der Bauer schlachtet Kühe und Ochsen nicht ein, wohl aber jeden Winter vor oder nach Neujahr zwei Schweine. (Über Metzgete s. w. u.)

Bös gearteten Kühen und Rindern pflegt der Unterländer Bauer auf der Weide mittelst eines Strickes den Kopf ans linke Vorderbein niederzuschnüren, um sie am Fortlaufen zu hindern.

Der Bienenzucht widmen sich nur wenige der vielbeschäftigten Bauern. Man hielt die Bienen bis in die neueste Zeit hinein in Strohkörben, die man auf einem über den Stubenfenstern der Sonnenseite angebrachten Laden in eine Reihe stellte. — Starb in einem Hause der Vater, der bis anhin die Bienen gepflegt hatte, so zeigte der älteste Sohn dessen Tod den Bienen an, indem er an den Körben oder

Stöcken rüttelte. Die Bienen hatten nach dem Volksglauben kein Bleiben in einem Hause, wo in der Familie Zank und Streit herrschte. In Windlach pflegte man bis in die 1870er Jahre hinein unmittelbar nach dem Tode eines Angehörigen die Blumenstöcke vor den Fenstern weg zu rücken, bezw. an einen frischen Platz zu stellen, weil sie nach dem Volksglauben sonst abgestorben wären.

In der Gemeinde Rümlang befassten sich früher sogar die Männer mit der Arbeit des „Lismens" (Strümpfestrickens). Sie strickten aus Wolle lange Mannsstrümpfe, welche im Dorfbrunnen dekatiert und hernach in der Farb (Färberei) rot oder blau gefärbt wurden. Ältere Männer widmeten sich der Arbeit jahrein, jahraus; aber auch die jüngeren nahmen nach Feierabend gerne das Strickzeug zur Hand und lismeten mit grösstem Eifer. Die fertigen Strümpfe wurden von Männern und Frauen besonders zur Winterszeit im Lande herum verhausiert. Die älteste Nachricht über die eigenartige Beschäftigung des Rümlanger Mannsvolkes überliefert der Zürcher Stadtarzt Hans Kaspar Hirzel in seinem Buche über den „philosophischen Bauer" Kleinjogg, der im Katzenrütihof eine Musterwirschaft betrieb. Nach einem Besuche bei Kleinjogg (11. April 1777) schreibt Hirzel, „dass an die Zelgen des Musterbauers sehr vernachlässigte Feldstücke stossen, die Bauern von Rümlang gehörten, einem Dorf, in welchem von undenklichen Jahren her ein närrischer Hang zum Stricken schlechter Strümpfe den Eifer für den Anbau ihrer zahlreichen Güter so sehr erkältet hat, dass die entfernten fast allen Wert verloren und ganz vernachlässigt liegen gelassen werden. Unser Weise (Kleinjogg) sieht diese Güter allemal mit Wehmut an, und das bewog ihn, drei Jucharten davon für etliche Jahre lehenweise zu übernehmen."

Die Lismerei erhielt sich beim Mannsvolke von Rümlang bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Als die Eisenbahn von Zürich nach Bülach eröffnet wurde, setzten sich die Rümlanger Bauern zum Ergötzen der im Zuge vorbeifahrenden Leute in langen Reihen an den Bahndamm und strickten. So entstand der Scherz: „In Rümlang strickt alles und wird alles gestrickt, sie haben sogar den Kirchturm gestrickt". An der Einweihung ihres neuen Schulhauses (Sommer 1916) führten die Rümlanger im Festzug ein Wägelchen mit, auf welchem vier Zwerglein mit dem Lismen des Kirchturms be-

schäftigt waren. Zum Andenken an die ehemalige Lismerei bewahrt man in Rümlang einen riesigen Strumpf auf, der ab und zu anlässlich eines Festes an einer Stange im Dorfe herumgetragen wird.

An schönen Herbstabenden fuhren die Wagen, auf denen die prall gefüllten Kartoffelsäcke aufgeschichtet lagen, einer nach dem andern, von den Feldern her den Dörfern zu. Obst aller Art hing noch spät an den Bäumen, denn man zog früher mehr Spätobst als heute. Am Michelitag begann in guten Jahrgängen die Weinlese; in den Schaltjahren war nach dem Volksglauben Galliwein, d. h. geringer Wein zu erwarten, der die Gemüter weniger fröhlich stimmte als der Micheliwein. Es gab viel zu tun, bis alle Früchte des Feldes unter Dach waren. Tagelang liefen auf den Äckern die Pflüge, tagelang sah man die Säer rüstig übers frisch gepflügte Feld dahinschreiten und Roggen- und Weizensamen ausstreuen, tagelang lagerte der brenzlige Rauch der Kartoffelfeuer über den Äckern, tagelang lichteten die Frauen auf den Feldern Hanf und Flachs und brachten die Gewebepflanzen unter Dach. Zuletzt erntete man die weissen Rüben („Räben"). Wenn man diese nach Hause führte, ihr Kraut abschnitt und sie in Gruben versorgte, gab es schon kalte Finger, weshalb die Kinder bei dieser Arbeit nicht gerne halfen, um so mehr als es um diese Zeit für sie auf Nussbäumen und in Weinbergen noch vergessene Früchte „nachzusüchlen" gab. Weil in den Herbsttagen auch die Bäuerin alle Hände voll zu tun hatte, machte sie mit dem Kochen wenig Umstände; Speck und Bohnen bildeten dann gewöhnlich zu Hause und auf dem Felde das Mittagessen; oft ass man im Freien auch bloss Käse und Brot und trank neuen Most dazu. Wenn die Leute nachts hungrig heimkamen, stellte die Bäuerin eine grosse Schüssel voll Haber- oder Kartoffelsuppe auf den Tisch, oft auch sogenannte „dicke" Milch und gesottene Kartoffeln. Für Kaffee gab man wenig Geld aus.

Des Bauern grösste Sorge war, den Wein und die Frucht am vorteilhaftesten an den Mann zu bringen, entweder schon im Herbst oder mit dem Verkauf vielleicht besser zuzuwarten bis im Frühjahr oder Sommer. Das Malter (Doppelzentner) Frucht verkaufte man durchschnittlich für 100 bis 125 Franken, den roten Wein per Saum zu 80 bis 100 Franken, die Tanse

Kartoffeln zu 10 Franken; dafür waren Rind- und Schweinefleisch billig, weil die Bauersleute, die meist selber schlachteten, höchstens auf den Sonntag in der Metzg ein wenig Fleisch holen liessen. Die Armen waren für die kleinste Gabe dankbar; sie murrten und klagten auch bei grossen Entbehrungen selten, weil sie glaubten, Reichtum und Armut seien von Gott verordnet.

In der Obsternte achteten die Bauern darauf, dass nicht der letzte Apfel oder die letzte Birne vom Baume genommen wurde. Sie hätten es für ungerecht gehalten, den Baum sämtlicher Früchte zu berauben. Anderer Ansicht waren die Buben. Sie missachteten den soeben genannten Brauch der Väter, kletterten in die Bäume hinauf und bemächtigten sich der vereinzelt im Gezweige hängenden Früchte, oder warfen sie kurzerhand mit einem Aststück („Bengeli") herunter. Der Verfasser hörte in seiner Jugendzeit auch von Bauern sagen: „Man muss „Samen" am Baume lassen, sonst trägt er im darauffolgenden Jahr kein Obst".

Die heitersten Tage erlebten die meisten Bauern in der Sauserzeit. Da traf man sie viele Nächte in den schummerig beleuchteten Baumtrotten, beschäftigt mit dem Keltern des neuen Weins. In später Stunde, wenn der warm duftende „Neue" allmählich zu Kopfe stieg, wurde Feierabend gemacht. Wenn die Bauern in angeheitertem Zustande die Stube betraten und die Meisterin deswegen ein böses Gesicht machte oder gar schimpfte, sang der eine oder andere das im Unterland noch in den 1880er Jahren allgemein bekannte Volkslied:

O du liebs Ängeli,
Rosmeristängeli,
O du liebs Härzeli
Tue du nüd eso!
Zittre nüd eso,
Tue nüd eso,
s'Hüüsli fallt nüd um.

O du liebs Ängeli,
Rosmeristängeli,
Alliwil, alliwil
Denk i a di!
Zittre nüd eso
Tue nüd eso,
s'Hüüsli fallt nüd um.

Äusserst anspruchslos — mit ein wenig Brot und Apfelschnitzen (Stückli) in der Tasche — legten sie dann tags darauf den mehrstündigen Weg nach der Stadt zu ihrem Wein-, bezw. Zinsherrn zurück. Dieser hatte seine Freude an dem schlichten Bauersmann im Zwilchkittel, der ihm stets einen Korb voll der schönsten Trauben zum Geschenk überbrachte und schloss während des Mittagessens den Weinhandel mit ihm ab. An einem der nächsten Tage sah man dann

den Bauern mit einem stattlichen Weingespann nach der Stadt fahren.

In Rafz haben sich die auf altalamannischen Verhältnissen beruhenden strikten Anordnungen für die Weinlese erhalten. Altem Brauche gemäss beschliesst jeweils im Herbst eine ausserordentliche Gemeinde, wann die Weinlese beginnen soll. Schon lange vorher ist der Weinberg „geschlossen", d. h. niemand darf während der Woche, ausser an zwei Nachmittagen ihn betreten. Je sechs Rebenbesitzer üben im Kehr Tag und Nacht mit Pistole und Gewehr Traubenwache aus.

Mit besonderer Umsicht gingen die Bauern zu Werke beim Einsammeln des Hanfs, Mohns („Mägi") und Lewats (Reps). Auf die Lewatfelder breiteten sie leinene Tücher aus und banden solche auch in Leiterwagen, damit ja keine Samen verloren gingen. Waren schliesslich auch die Nüsse eingeerntet, so brachten die Leute die verschiedenen Sämereien und Nüsse den Bauernmüllern in Neerach, die neben ihren Mühlen auch je eine Öle und eine „Ribii" (Hanfreibe) besassen. In der Öle wurden Hanf-, Mohn- und Lewatsamen und Nüsse ausgepresst. Unentbehrlich waren Nuss- und „Mägiöl" beim „Chüechle". Der beim Ölen zurückbleibende Kuchen galt den Kindern als Leckerbissen. Das Hanf- und Leinöl wurde in den aus Ton oder Sturz gefertigten Stuben- und Küchenlichtlein, den sogenannten „Ämpeli", gebrannt; dabei gab man allerdings dem Lewatöl den Vorzug, weil das Hanföl „rauchte". Von ihrem Standort, dem Lichtstock, aus verbreiteten diese Ämpeli allerdings nur ein schwaches Licht, und doch genügte es den Bäuerinnen beim Spinnen.

Im Spätherbst und über Winter fuhren die Bauernmüller Woche um Woche durch die Bauerndörfer, holten in den Häusern Roggen und Weizen ab zum Mahlen und brachten den Bauern Mehl. Unter ihnen war der Besitzer der Obermühle in Neerach, ein untersetzter Fünfziger mit bartlosem, weinrotem Gesicht, ein Original. „Wil er d'Läbere uf der Sunnesite gha häd", litt er beständig an Durst. „Ein rechter Müller," pflegte er zu sagen, „gehört den Tag über in den Mahlgang, am Abend aber aufs Fuhrwerk und ins Wirtshaus." Kam er mit Ross und Wagen nach Stadel, Windlach, Raat und Schüpfheim, so bedauerte er, dass in diesen Dörfern die Wirtshäuser zu weit auseinander ständen,

er müsse vom einen zum andern immer wieder Durst leiden. „Unsereinem würgt der Mehlstaub fast den Hals ab“, meinte er, „drum muss man hin und wieder eins nehmen“. Im Wirtshaus schimpfte er gern über alles mögliche, nie aber über die ausgelaufenen Mahlsteine seiner alten Mühle, die schuld waren, dass die meisten Kunden über schlechtes Mehl zu klagen hatten. „Früher“, eiferte er, „gab es noch Jahrgänge, wo die Fässer rarer waren als der Wein und kein Bauer den Müller fortliess ohne einen Schluck „Neuen“; jetzt kann einer alle Häuser abfahren, bis er ein Glas Wein bekommt; früher lieferten die Haselstauden und die Buchen zehn Mal mehr Nüsse als heute, von den Nussbäumen gar nicht zu reden, und unsereiner hatte Tag und Nacht zu ölen, heute aber muss man froh sein, wenn man überhaupt eine Nuss zu sehen bekommt; früher pflanzte jeder Bauer Hanf und Flachs und brachte im Spätjahr dem Müller die gerätschte Faser in „d'Riibi“, heute tragen die Wibervölker nur noch neumodisches Lumpenzeug; alles wird halt lumpiger auf dieser lumpigen Welt.“ Je schlechter aber unseres Müllers Zeiten wurden und je mehr sein Wohlstand abnahm, um so grösser ward sein Durst, und sein Rösslein musste oft Hiobsgeduld haben, bis der Meister endlich an die Heimfahrt dachte. Traf er in Windlach, Schüpfheim oder Raat etwa zusammen mit dem Weiacher Müller, der aus entgegengesetzter Richtung kam, so fehlte es seinerseits nie an boshaften Ausfällen, die der Weiacher Müller aber nach Noten heimzahlte, weil er auch nicht aufs Maul gefallen war. Der Obermüller leidet seit vielen Jahren keinen Durst mehr, aber seine Mühle ist erhalten geblieben, ebenso geht die Weiacher Mühle noch immer im kühlen Grunde am Fusse des „Stein“.

Im Winter schleppten die Männer auf Schlitten Holz aus den Wäldern nach Hause. Der mit Pferden bespannte Pfadschlitten machte die tiefverschneiten Strassen für Schulkinder und landfahrende Leute gangbar. Das Vieh ruhte im Stall. Täglich hörte man vom frühesten Morgen an den Schlag der Dreschflegel aus den mit Laternenlicht schummerig beleuchteten Tennen. Um sechs Uhr rief die Bäuerin den Dreschern, die wohl schon zwei Stunden gearbeitet hatten, zur Morgensuppe. Man drosch von Hand, von Maschinen wusste man noch anfang der 1880er Jahre nichts im Unterland. Junge Leute würzten die eintönige Arbeit durch aller-

lei Neckereien; so hatten sie es darauf abgesehen, ihr Gegenüber (es wurde meist „zu Dreien“ oder „zu Vieren“ gedroschen) aus dem Takt zu bringen, indem sie ihm auf den Flegel klopften.

Säe- und Erntebräuche. Der Säemann streute den Samen im Namen der hl. Dreifaltigkeit auf die Erde; er beschloss seine Arbeit mit den Worten: „Nun gebe der liebe Herrgott den Segen darein“. Beim Ernten sagte er auf dem Acker den frommen Spruch her: „Walt Gott, well (wolle) Gott, dass es wohl ausgebe!“ und wenn abends die Betzeitglocke ertönte, so legten die Schnitter die letzte Handvoll Getreide nieder mit den Worten: „Walt Gott trüli (getreu)“.

Man unterschied zwei Ernten: die weisse oder Weizenernte und die schwarze oder Roggenernte. Alle Brotfrucht wurde mit der Sichel geschnitten. Ein sogenanntes „Geschnitt“ bestand gewöhnlich aus einem Mann und drei bis vier Frauen, oder aus einem Schnittermeister und drei bis fünf Schnittermädchen, die sich in die Arbeit des Schneidens, des Antragens (Sammelns) und Bindens teilten. Es kam aber auch vor, dass das Schneiden von den Weibsleuten allein besorgt wurde; zum Binden aber bedurfte es meistens einer männlichen Kraft. Jahr um Jahr dingten die Unterländer Bauern für die Erntezeit Arbeiter und Arbeiterinnen („Schwabenmaitli“) aus Württemberg und Baden. Von den fremden Arbeitern durfte jedoch keiner Garben binden; denn diese Arbeit galt als Ehrensache, die nur vom Bauer, zum mindesten aber von einem Einheimischen besorgt wurde. Mit dem Wort „Geschnitt“ bezeichnete man indes auch die Zusammengehörigkeit aller Schnitter eines grossen Hofes. Noch in den 1850er Jahren hätte man es im Unterland für eine grosse Sünde gehalten, die Frucht mittelst der Sense abzumähen. Als dann in den 1860er Jahren trotzdem der eine und andere Bauer zur Sense griff, hörte man die alten Leute klagen: „Es ist doch himmeltraurig, wie man jetzt mit der Frucht umgeht.“

Jede Schnitterin setzte ihre Ehre darein, mit den andern „Schritt“ zu halten. Ab und zu kam es aber vor, dass eine besonders Behende ihre Mitarbeiterinnen zu überholen suchte, indem sie heimlich in grösster Emsigkeit voraus — und unvermerkt quer durch das Getreidefeld schnitt. War ihr Vorhaben gelungen, so rief sie mit jubelnder Genugtuung: „Hollah, ihr seid abgeschnitten!“ Kein Schnitter durfte klagen über die

mühsame Arbeit, weil dadurch die Arbeitslust der andern beeinträchtigt worden wäre.

Fuhr in der brennenden Mittagshitze etwa ein kühlender Luftzug übers heisse Feld hin, so rief die Meisterin oder in ihrer Abwesenheit irgend eine andere der Schnitterinnen: „Hebed d'Chöpf uuf, 's chunnd e Lüftli", oder: „Das ischt den arme Lüte ihres Trinkwili" (das labt die Armen statt des Weins, den sie entbehren müssen). Hatte man in Anwesenheit des Bauers ein Fuder Garben geladen, ohne dass dieser am Schlusse Miene machte, den Schnittern und Schnitterinnen den üblichen Trunk zu verabreichen, so hielt ihm ein kecker Geselle den Znünikorb hin mit der Bitte, damit für die Durstigen Wasser zu schöpfen, oder es flüsterte ein Schnitter dem andern halblaut ins Ohr: „D'Githünd händ nie ke Durst" (die Geizigen leiden nie an Durst).

Vorübergehende grüssten die Schnitter mit der herkömmlichen Frage: „Haut's es?" (Schneidets gut?) worauf stets die übliche Erwiderung folgte: „Haut's es nümme, su wetzt me!" (schneidet es nicht mehr, so wetzt man). Das Wetzen der Sensen und Sicheln war immer nur einem einzigen Manne des Geschnitts, wie üblich dem Geübtesten übertragen. Lose Zungen hielten aber diesem gerne scherzweise das Sprichwort vor: „Wer gut wetzen kann, kann auch gut lügen." Man sagte auch: „Sichelwetzen und Zungenwetzen sind nicht weit voneinander". Dem eintönigen Schall des Sichelschlages legte man den Takt nachahmend die Worte unter: „Wetzt mer's nüd, su haut's es nüd" (wetzt man nicht, so schneidets nicht). Seltsam erscheint uns die Meinung, dass die Sichel nicht mehr schneide, wenn man dem Wetzer für's Wetzen danke. So oft ein Feld abgeerntet war, wurde es von sämtlichen Schnittern „uusgholet", d. h. die Schnitter jauchzten über den leeren Acker hin. Befand sich unter den Schnittern ein Hochzeiter oder ging ein solcher am Felde vorbei, so verlangte man von ihm „etwas in die Halmen", d. h. ein Trinkgeld. Vom Überschuss des Erntesegens liess man auch den Armen ihr Teil. Rechtschaffene Bauersleute verboten ihren Schnitterinnen, abgefallene Ähren aufzuheben, weil diese ausschliesslich den Ährenlesern zu Gute kommen sollten. Nicht selten speiste und tränkte man die Ährenleser mit dem Proviant, den man bei sich hatte. Alljährlich gesellten sich zu den Dorfarmen noch ein halbes Dutzend Ährenleser aus dem

„Chellenland“ (oberes Tösstal). Diese fühlten sich sehr glücklich, wenn sie Tag um Tag ihre Säcke füllen und nachts in den Stuben der Bauern, wo sie auch das Nacht- und Morgenessen kostenlos bekamen, schlafen durften. Man glaubte, dass Leute, die mit Ährenlesern Spott trieben, von Gott gestraft würden. Brach während der Ernte ein Gewitter los, so hörte man darob nicht murren, viel eher ward Gott gelobt, dass er die Flur gnädig beschirmt habe. Erreichte die letzte Garbe nicht mehr die übliche Grösse, so ward sie unter gegenseitigem Zujauchzen der Schnitter als „Wiege“ (Glücksgarbe) begrüsst, wobei es nicht an Neckereien und Beglückwünschungen derjenigen Schnitterinnen oder Schnitter fehlte, die zuletzt „angetragen“ hatten. Mit einem „Walt's Gott bis über's Jahr“ verliess man das Feld.

Die Feier des Ernteschlusses, im Unterland allgemein „Sichellegi“ (von: die Sichel niederlegen) genannt, fiel auf Mitte oder Ende Juli. Auf sie freute sich das junge Volk tagelang. Zuerst gab's eine reichliche Mahlzeit, bestehend aus gedörrten Schinken und Schüblingen, den ersten grünen Bohnen und anderen Gemüsen und dazu Wein, so viel man wünschte. Man hatte einen fahrenden Musikanten, oft auch einen Handorgelspieler aus dem Dorfe bestellt. Wenn um Mitternacht die Alten sich von der fröhlichen Gesellschaft verabschiedet hatten und zu Bette gegangen waren, begab sich das Jungvolk aus der engen Stube ins Tenn hinaus, wo zu den Ländlern und Walzern der Ziehharmonika die ganze Nacht hindurch getanzt wurde. Tanz und Gesang wechselten miteinander ab bis der Hahn krähte. Immer sangen die Schnitterinnen bei diesem Anlasse das

Lied der Schnitterinnen.

„Guete Tag, Mareieli,
Chumm mer wänd i d'Ärn!
I g'seh, de Rogge gälet scho,
Und 's Chorn stahd au so prächtig do,
's ischt luschtiger as fern.“

„Tank der Gott, Zusanneli,
Mag wäger nüd i d'Ärn:
I han e rostigs Sicheli
Und 's tuet mer weh im Rüggeli,
Au schniid i gar nüd gern!“

Wenn der Morgen graute, ging das Jungvolk auseinander, damit die Alten noch ein Weilchen schlafen konnten. Obwohl diese keine besondere Freude hatten an der „Krähhahnen-“ oder „Sichelleginacht“, hielten sie sich doch dem Brauch und den jungen Leuten zulieb, still in ihrer Kammer. Am darauffolgenden Morgen wurden die fremden Schnitte-

rinnen „abgedankt“ und ausbezahlt, und in der Regel von den Bauernsöhnen ein Stück Weges oder gar bis in ihr Heimatdorf begleitet.

Am Erntedankfest stellte man noch in den 1850er Jahren in der Kirche beim Taufstein eine oder zwei der schönsten Garben auf und überliess sie am Schlusse der Feier den Ärmsten des Dorfes. In Stadel hat man diesen Brauch in neuester Zeit wieder eingeführt.

Den schönsten Erntebrauch des zürcherischen Unterlandes hat Gottfried Keller seinem Gedicht „Sommernacht“ zu Grunde gelegt:

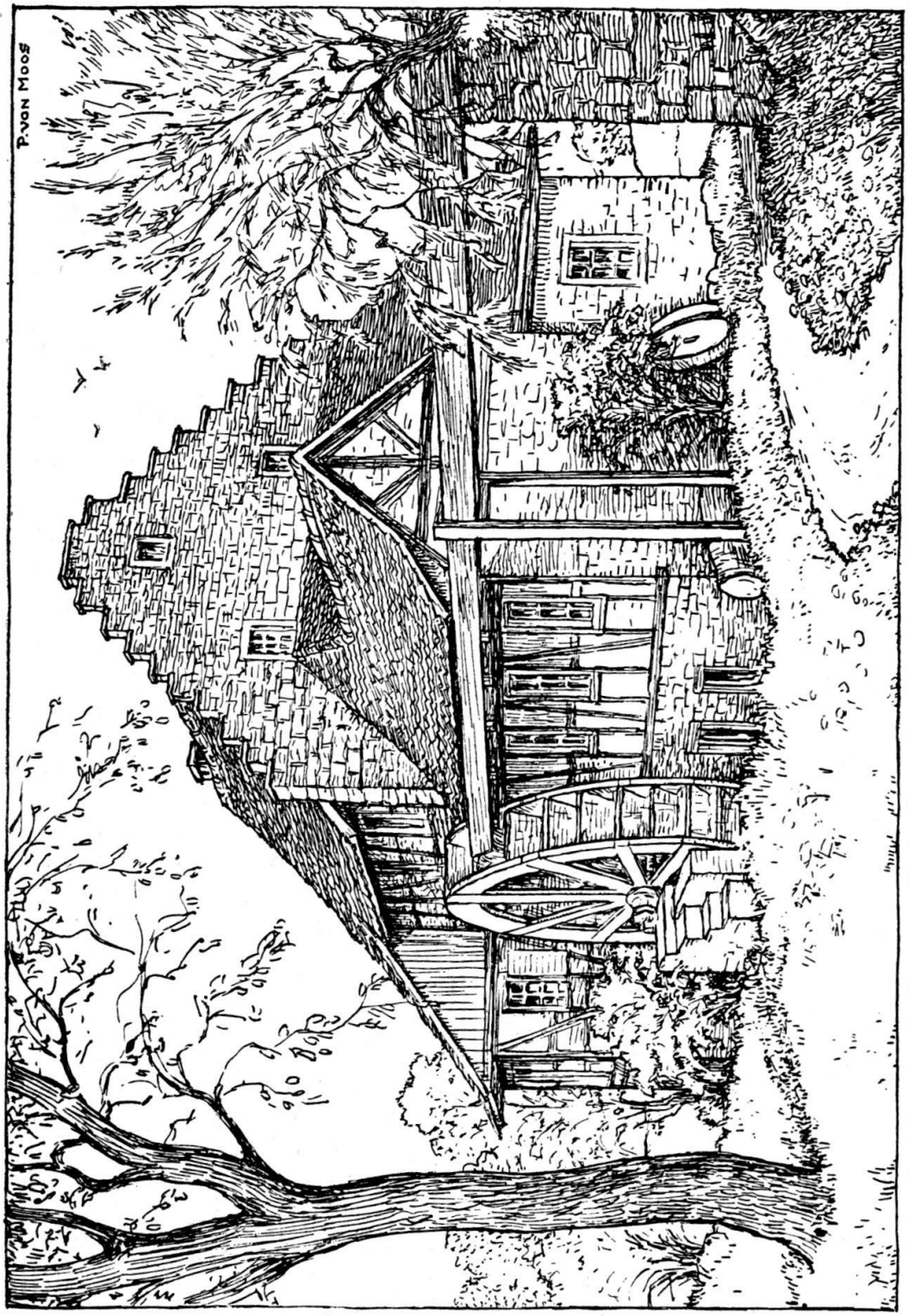
In meiner Heimat grünen Talen,
Da herrscht ein alter schöner Brauch:
Wann hell die Sommersterne strahlen,
Der Glühwurm schimmert durch den Strauch,
Dann geht ein Flüstern und ein Winken,
Das sich dem Ährenfelde naht,
Dann geht ein nächtlich Silberblinken
Von Sicheln durch die goldne Saat.

Das sind die Bursche jung und wacker,
Die sammeln sich im Feld zuhauf
Und suchen den gereiften Acker
Der Witwe oder Waise auf,
Die keines Vaters, keiner Brüder
Und keines Knechtes Hilfe weiss —
Ihr schneiden sie den Segen nieder,
Die reinste Lust ziert ihren Fleiss.

Schon sind die Garben festgebunden
Und rasch in einen Ring gebracht;
Wie lieblich flohn die kurzen Stunden,
Es war ein Spiel in kühler Nacht!
Nun wird geschwärmt und hell gesungen
Im Garbenkreis, bis Morgenluft
Die nimmermüden braunen Jungen
Zur eignen schweren Arbeit ruft.

Der Bauerngarten.

Viele unserer einheimischen Gärten glichen sich in ihrer Einteilung. Ein bekiester Kreuzweg zerlegte sie in vier Rechtecke. An den Rändern hin liefen schmälere Wege. Während jene grossen inneren Flächen dem Anbau des Gemüses gewidmet waren, zogen sich zwischen Rundweg und Hag schmale Streifenbeete hin, die am inneren Rande mit Buchs eingefasst waren und lediglich dem Anbau von Gewürzkräutern



Alte, heute noch im Betrieb stehende Bauernmühle in Neerach; eingegangen sind die ehemals mit ihr verbundene „Öle“ und „Rüibi“.

und alten Blumen dienten. Letztere standen fast ausnahmslos in freundlicher Beziehung zu ihren Pflegerinnen. Als praktische Hausfrauen, welche das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden wussten, pflanzten unsere Mütter hauptsächlich solche Blumen, die beiden Ansprüchen genügten. Man war einst nicht gewöhnt, die Arzneimittel um teures Geld in der Apotheke zu kaufen — man hielt sich in allen Leibesnöten an das, was Mutter Natur im blühenden Hausgarten zur Hilfe bereit hielt. Da waren vor allem der Rosmarin (Rosmarinus officinalis), der Lavendel (Lavendula vera de Candolle) und die Salbei (Salvia officinalis), „Müsli" genannt, zu finden, die sowohl grün als getrocknet ein beliebtes Gewürz lieferten. Aus Rosmarin, Schweineschmalz, Wachs und Wachholderöl bereitete man die nervenstärkende Rosmarinsalbe; den aus Weisswein und Rosmarinblättern gebrauten Rosmarinwein dagegen hielt man für ein vorzügliches Heilmittel gegen Wassersucht. Im Zürcher Unterland trug einst die Gotte auf dem Taufgang ein Rosmarinsträusschen an der Brust; ebenso pflanzte man den Rosmarin auf die Gräber. Was Rochholz über die Beziehungen des Rosmarins zum aargauischen Volkstum schrieb, gilt sehr wahrscheinlich auch für unser ehemaliges Unterländer Volkstum: „In der Mitte der Bauerngärten auf dem Kreuzweg steht die Rosmarinstaude in ihrem eigenen, mit Buchs eingefassten Rundell, gleich einem Wächter von erhöhtem Platze über alle anderen Pflanzen des Gartens hinschauend. Sie ist das älteste Familienangedenken unter dieser jungen Pflanzenwelt; sie bezeichnet Geburt und Tod. Mit ihren immergrünen Schossen geschmückt, trat einst der Hofbauer samt seiner Braut zum Traualtar; die Pflanze wird auch einst seinen Söhnen und Töchtern zur gleichen Liebeszier dienen. Am Hochzeitstage teilt nämlich die „gelbe Frau", wie man die Patin der Braut als deren Brautführerin nennt, jedem Gaste einen Rosmarinzweig aus. Der, welchen das junge Ehepaar empfangen, wird nach der Hochzeit sorgsam in einen Blumentopf gesetzt und im Frühjahr in den Garten verpflanzt. Dieses Sinnbild andauernder Liebe dient auch dem Kinde; mit einem Rosmarinzweiglein geht es zum Abendmahl. Und wieder erinnert die nämliche Staude an das Lebensende, stecken doch die Nachbarn ein Zweiglein an Rock und Hut, wenn sie auf ihren Schultern die Leiche der Bäuerin zu Grabe tragen. Der starke, würzige

Geruch, sagte man, stärke das Gedächtnis der Überlebenden an ihre Heimgegangenen." (Aus Reling & Bonhorst, Unsere Pflanzen, S. 301; die Verf. nennen von Rochholz keine Quelle.) Wegen seiner Beziehung zu den Toten galt es als ein düsteres Vorzeichen, wenn man vom Rosmarin träumte. Deshalb klagte das Volkslied:

Ich hab die Nacht geträumet
Wohl einen schweren Traum,
Es wuchs in meinem Garten
Ein Rosmarienbaum.

Wegen ihres Gehaltes an flüchtigen Ölen wurde die Salbei neben dem Bohnenkraut (Saturéja horténsis), dem Majoran (Origanum majorána) und dem Gartenthymian (Thymus vulgaris) als wertvolle Gewürz- und Arzneipflanze geschätzt. Viele Leute legten die Blätter der Salbei als Lesezeichen in die Bibel oder ins Gesangbuch, dufteten sie doch auch in vertrocknetem Zustande.

Neben Rosmarin, Lavendel und Salbei fristeten auch der Fenchel (Foeniculum capillacéum), die krampfstillende Kamille und die angenehm duftende Pfefferminze („Pfeffermünz") in einem stillen Winkel ein unbeschrieen Dasein. Unentbehrlich war auch der Majoran, der als „Grünkraut" geschätzt war. Ausländische, damals teure, Gewürze kauften die Leute nie; darum pflanzten sie neben dem Majoran auch den Ysop (Hyssopus officinalis), im Unterland „Chillesoppe" geheissen, als Gewürzkräuter. Diese konnten ja allerdings nur mit sehr bescheidenen Blütchen aufwarten, dafür waren sie äusserst dienstwillig und immer bereit zu helfen am Krankenbett und in der Küche.

Eine der bekanntesten und beliebtesten Zierblumen des Bauerngartens war die den ganzen Sommer hindurch blühende „brennende Liebe" (Lychnis chalcedonica).

Vom scharf duftenden Kirchenysop nahmen die Frauen Sonntags auch einen Zweig mit in die Kirche, damit er den allfällig sich einstellenden Schlaf vertreibe. Lavendel und „Veielichrut" (Kraut der Viola odorata) legten die Frauen auch zwischen die Leinwand im Kasten, um die „Schaben" fernzuhalten und die leinenen Tücher aller Art mit Wohlgeruch zu füllen. Besonders ans Herz gewachsen waren mancher alten Frau das aschgraue Sträuchlein „Zyperess" (Santolina chamaecyparissus), der alte, wohlriechende, aber

blütenlose Geranium und die „Sammetblümli“ (Tagetes patula). Sie alle grünten und blühten fröhlich drauflos, lachten jung und alt freundlich zu und erinnerten wohl die eine oder andere Dorfschöne an das im Kanton Zürich heimische Volkslied:

I ha mim Schatz en Maie gmacht,
Er soll mer e hole am Samstig z'Nacht.
I ha-n-em dri ta Nägeli,
Es sei kei süübrers Chnäbeli.
I ha-n-em dri ta Veielichrut
Jez ha-n-i gmeint, i sei si Brut.

I ha-n-em dri ta Majero,
Wie bin i doch so herzli froh!
I ha-n-em dri ta Chillesoppe[1])
Er sell mer au chli nahe tape.
I ha-n-em dri ta Rosmeri,
I hoff, er soll min eige si.

Den Überfluss des sommerlichen Krautwuchses von Majoran, Salbei, Lavendel und Chillesoppe banden die Hausfrauen in Bündel, die sie zum Trocknen in die gleich einer Apotheke duftenden Kräuterkammer hängten. Im Winter holten sie je nach Bedarf bald von dieser, bald von jener Sorte eine Hand voll und würzten damit Suppe und Fleisch. Auf die Metzgete hin trugen sie ganze Bündelchen Majoran, Ysop und Salbei aus der Kräuterkammer in die Stube hinunter, machten die Kräuter im Ofen „rösch“, zerrieben sie fein und stellten sie bereit für den Metzger, der damit die Würste würzte. Die nämlichen, stark riechenden Kräuter verwendete man auch, um in Stube und Kammern „gute Luft“ zu machen. Das Gefallen an diesen schweren Gerüchen war ja ebenso bezeichnend als erklärlich für die alte Zeit, wenn man sich die damaligen gesundheitlichen Verhältnisse vor Augen hält und bedenkt, dass die Zimmer selten gelüftet wurden.

Die genannten Würzkräuter nahmen im Garten ebenso viel Raum ein als der eigentliche Blumenflor der Schneeglöcklein, der Primeln, der „Maienägeli“ (Goldlack), der Rosen, der brennenden Liebe, der weissen Lilien, der roten Nelken, der Ringel- oder Totenblumen (Calendula officinalis), des himmelblauen Rittersporns und der blassblauen „Gretel im Busch“ (Nigella damascena).

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Hyssopus officinalis.